

Dianne Bates

LIEBT
MICH!

Aus dem Australischen
von Eva Plorin

Planet Girl



Mein Gepäck besteht aus einem Koffer, meinem Laptop und einem Rucksack. Es kommt mir vor, als hätte ich eine Ewigkeit auf diesen Tag gewartet, die Stunden gezählt, versucht, so gut es geht, cool zu bleiben. Das Haus ist ein kleiner Bungalow, der sich in nichts von den anderen roten Ziegelhäusern in dem Vorort unterscheidet, und liegt nur wenige Gehminuten vom Bahnhof und den Geschäften entfernt.

Marie drückt energisch auf den Klingelknopf an der Haustür, tritt dann einen Schritt zurück, lässt ihren Blick über den ungemähten Rasen im Vorgarten schweifen und schnalzt beim Anblick des Abfalls, der aus einem aufgerissenen Plastikbeutel auf der Veranda quillt, mit der Zunge.

»Jep?« Die Tür wird von einem großen, dünnen Mädchen mit jeder Menge Metall im Gesicht geöffnet, das in ein Handtuch gehüllt ist, sein zuckersirupfarbenes Haar ist vom Duschen strähnig und nass.

»Ich gehe davon aus, dass ihr uns erwartet habt? Es geht um das Zimmer, das zu vermieten ist. Ich denke, es

wurde alles geregelt. Jemand vom Amt müsste mit euch gesprochen haben.« Marie zückt eine Visitenkarte. Ihr Auftreten ist wie üblich gereizt.

Das Mädchen rollt die Augen. »Wir wussten, dass Sie kommen. Aber nicht, dass wir einen verdammten roten Teppich ausrollen sollen.« Mein Herz pocht Beifall. Jeder, der Marie auf die Palme bringen kann, wie das Mädchen es gerade ganz offensichtlich geschafft hat, ist sofort mein Freund.

Plötzlich taucht ein Typ hinter dem Mädchen auf. Er trägt Jeans und T-Shirt. Und er sieht gut aus, seine Zähne sind weißer als in irgendeinem Werbespot. »Kommt rein«, sagt er.

Seine Hand streift meine, als er mein Gepäck nimmt.

»Komm, lass mich das machen.« Unsere Blicke treffen sich. Er hat grüne Augen mit Sprenkeln in durchscheinenden Farben, wie bernstein- und opalfarbene Edelsteine. Sehr schön.

Im Wohnzimmer ist Maries Missfallen spürbar, als sie sich unverhohlen und respektlos umsieht. Ich bin mir sicher, dass sie den Kram, der überall auf den Möbeln herumliegt, registriert, den leichten Geruch von Katzenkacke, selbst die Fusseln auf dem Teppich und die Weinflecken.

Der gut aussehende Junge macht einen Stuhl frei, indem er einen Haufen Klamotten auf den Boden wirft. Dann schiebt er auf dem Sofa Zeitschriften zur Seite. »Entschuldigung«, sagt er, wieder mit einem strahlenden Lächeln.

Das Mädchen ist verschwunden.

»Ich bin Sophie«, sage ich. »Ich mag euer Haus.«

»Matt.« Er schüttelt meine Hand und schaut mir wieder direkt in die Augen. Er sieht so umwerfend gut aus!

»Ich hoffe, es gefällt dir hier mit Amy und mir.«

An dieser Stelle übernimmt Mrs. Regeln-und-Vorschriften das Kommando. Ich habe das alles schon gehört und kann es nicht erwarten, dass sie den Abflug macht.

Zum Glück bleibt sie nicht lange.

Kaum ist sie weg, taucht Amy auf. »Was für eine Zicke! Ist das deine Betreuerin?«

Ich nicke und plötzlich ist es so, als hätte jemand Lachgas in den Raum gepumpt. Wir drei brechen vor Lachen zusammen. Ach, ich bin so glücklich! Davon habe ich so lange geträumt, ein erster Vorgeschmack von Freiheit.

Amy und Matt geben mir umgehend das Gefühl, zu Hause zu sein. Sobald Marie weg ist, führen sie mich durch das Haus. Überall herrscht ein Chaos wie im Wohnzimmer, aber es ist ein angenehmes Chaos, kein schmutziges, einfach nur ein gemütliches. Amy ist stolz auf den Garten hinter dem Haus. Er ist größtenteils verwildert, aber sie hat ein Stück, das in der Sonne liegt, für einen Kräuter- und Gemüsegarten umgegraben. »Ich wohne noch nicht lange hier.« Sie blickt sich um. »Es wird eine Weile dauern. Vielleicht hast du Lust, mir zu helfen?«

»Klar«, sage ich. »Warum nicht.«

»Wir kochen heute Abend für dich«, sagt Matt, nachdem ich mir alles angesehen habe. Er grinst und ich bemühe mich, nicht dahinzuschmelzen. »Lass dir Zeit und komm dazu, wenn du so weit bist.«

Sie lassen mich allein und ich packe meine Sachen aus. Meines ist das kleinste der drei Zimmer, aber das stört mich nicht weiter. Ich habe nicht nur mein eigenes Zimmer, sondern es gibt sogar einen Riegel innen an der Tür, und das heißt, dass niemand einfach nach Lust und Laune hereinplatzen kann, wie ich es früher mit Pflegeeltern und ihren Kindern erlebt habe. Ich bin da, wovon ich, solange ich denken kann, geträumt habe, fernab von den wachsamen Blicken Fremder: in meinen eigenen vier Wänden.

Ich werde immer noch von Marie betreut und habe zwei Mitbewohner, aber zumindest sind beide eher in meinem Alter und sie scheinen wirklich cool zu sein.

Jemand klopft an meine Tür. Es ist Matt. Er wartet, dass ich aufmache, und geht nicht einfach davon aus, dass es okay ist, ohne Aufforderung hereinzukommen. Ich bin beeindruckt.

»Abendessen!«, verkündet er.

Ich habe schon etwas Besseres gegessen als ihr Kichererbsen-Curry mit Rucolasalat, aber zum ersten Mal seit Ewigkeiten esse ich in Gesellschaft, die ich mag.

»Mir wäre ja ein dickes, blutiges Steak lieber«, sagt Matt, »aber Amy ist Vegetarierin und ...«

»... was Amy sagt, gilt«, hakt Amy ein. Sie wirkt so bestimmt und gebieterisch, dass Matt und ich lachen müssen.

»Träum weiter«, sagt Matt.

Nach dem Essen machen wir es uns im Wohnzimmer gemütlich, Matt mit einem Bier, ich mit einem Rotwein – die Flasche wurde extra zu diesem Anlass geöffnet – und

Amy zieht an einem Joint. Sie bietet uns beiden einen Zug an, aber wir lehnen ab. Ich habe einmal versucht, Marihuana zu rauchen, aber es machte mich erst schwindlig und dann müde.

»Also, erzähl uns was über dich«, sagt Amy ohne Umschweife.

Ich erzähle nur das, was ich erzählen möchte: dass ich von meiner Tante und meinem Onkel aufgezogen wurde, bis ich ungefähr elf war, und dass sie sich dann trennten und wie ich zum ersten Mal zu Pflegeeltern kam.

Ich finde heraus, dass Amy und Matt beide mit dem Amt zu tun hatten. Amy hat wie ich das System der Pflegeunterbringungen durchlaufen, aber Matt möchte nicht auf seine Geschichte eingehen. »Es ist kompliziert«, ist alles, was er sagt.

»Ich war zwölf, als ich das erste Mal zu einer Pflegefamilie kam«, sagt Amy. »Es war wirklich schwer, sich daran zu gewöhnen, mit einer anderen Familie zu leben. Und dann kam eine andere Familie. Und wieder eine andere.«

Wir nicken uns zu. Kenne ich, habe ich auch erlebt.

»Ich kann gar nicht mehr zählen, wie viele Pflegeeltern ich hatte«, erzähle ich ihnen. »Vor ungefähr sechs Wochen ist die letzte Pflegestelle gescheitert. Das Amt hat mich in einem Jugendheim untergebracht, aber ich bin ausgerastet. Es war so ein Drecksloch. Habe Marie gesagt, dass ich siebzehn bin und von der Schule abgehen und mir einen Job suchen werde und dass sie oder das Amt nichts dagegen tun könnten. Aber es hat nicht hingehauen. Ich habe mich vollgestopft mit ...«

Amy, mit ihrem Kater Persia auf dem Schoß, hält beim Rauchen inne. Matt lässt sein Bier sinken.

Oh nein. Ich habe zu viel gesagt. Habe meine Riesenklappe aufgerissen. Wie immer.

»Red weiter«, sagt Amy.

»Was hast du gemacht?«, fragt Matt.

Ich werde ihnen ganz sicher keine Einzelheiten von der Überdosis erzählen. Nicht ihr Bier. Stattdessen lüge ich.

»Nichts weiter. Langweiliger Kram. Aber ihr wisst ja, wie die vom Amt sind – sie haben überreagiert. Ich wurde zu einer Konferenz geladen, in der über meinen Fall beraten werden sollte ...«

»Ich hasse sie«, wirft Amy ein. »Wenn du nur niest, möchten sie es in dreifacher Ausfertigung.«

»... und es wurde vorgeschlagen, dass man, wenn ich mich gut führe und auf der Schule bleibe, einen anderen Platz für mich findet, wo ich während des letzten Schuljahrs wohnen kann. Ausnahmsweise mal einen guten Platz.«

Amy nickt. »Genau. Und daraufhin bekomme ich einen Anruf von diesem Typen, den ich beim Amt kenne, der meint, es sei eine gute Idee, wenn ...«

»... du bei uns einziehen würdest«, schließt Matt.

»Ja, und ich habe mit beiden Händen zugegriffen«, sage ich lächelnd.

»Für mich ist das ein ganz neuer Anfang. Ein neues Zuhause. Und morgen fange ich in meiner neuen Schule an.«

Amy seufzt tief. »Manchmal wünschte ich, ich wäre noch auf der Schule.« Sie sitzt auf dem Teppich, den Rücken an einen Stuhl gelehnt. »Ich habe die Schule gehasst,

als ich noch dort war, aber vielleicht hätte ich mich ein bisschen mehr anstrengen sollen. Aber ich schätze, man braucht keine Schulausbildung, um Tattookünstler zu werden.«

»Das machst du?«, frage ich.

»Ich hoffe es. Eines Tages. Es ist schwierig, jemanden zu finden, der mir Starthilfe gibt.«

»Du schaffst es.« Ich drücke ihre Schulter. »Gib nicht auf.«

»Gehst du zur Schule, Matt?«

Er schüttelt den Kopf. »Nee, ich habe halbtags Kurse in der Berufsfachschule. Ein paar Jahre hab ich noch vor mir.«

Es herrscht einen Moment Stille. Ich habe das Gefühl, genug über mein Leben erzählt zu haben. Fürs Erste. Es ist Zeit, das Thema zu wechseln.

»Also, wie läuft das hier im Haus ab?«

Amy übernimmt das Wort. »Wir kaufen unsere eigenen Lebensmittel und wir teilen uns Miete, Strom- und Telefonrechnungen.«

»Na ja, theoretisch teilen wir uns die Telefonrechnungen«, fügt Matt hinzu.

»Fängst du schon wieder mit dem Telefon an?«, kontert Amy.

»Wer, ich? Nur weil du der Gemeinschaftskasse noch zehn Dollar schuldest?«

»Hey, die habe ich gezahlt. Und dann habe ich sie wieder herausgenommen als Bezahlung für das Kloputzen, weil du es nicht gemacht hast.«

»Ich habe es ein Mal nicht gemacht!«

»Na gut, aber dann habe ich dir eine Geldstrafe verpasst, weil du den Sitz wieder nicht runtergeklappt hast.«

»Ich lasse den Sitz oben, wann immer es mir passt.«

»Auszeit, Leute!«, werfe ich ein, aber das Wortgefecht geht weiter.

»Nicht in meinem Haus, hier machst du das nicht!«

»Aber das hier ist nicht dein Haus!«

Ich stecke die Finger in den Mund und pfeife, so laut ich kann. Das verschlägt beiden die Sprache und sie starren mich an.

»Ich habe eine Lösung«, sage ich. »Lasst uns abstimmen. Alle, die dafür sind, dass der Toilettensitz hochgeklappt bleibt, heben die Hand.«

Matts Hand geht als einzige nach oben.

»Diejenigen, die dagegen sind ...«

»Haha«, feixt Amy, als sie und ich unsere Hand heben.

»Tut mir leid, Matt«, sage ich. »Du hast verloren. Pech gehabt.«

»Ich verlange eine erneute Auszählung«, erklärt er. Aber er grinst.

Amy lächelt mich an. »Ich denke, du passt ganz hervorragend zu uns, Sophie. Zwei Mädchen gegen einen jämmerlichen Typen: Jetzt hat er keine Chance mehr.«

In dieser Nacht, im Schlaf, zeichne ich in meinen Träumen eine Szene aus meiner Kindheit. Ohne Rücksicht auf Perspektive; alles ist verdreht und schief, wie es eben ist, wenn man noch sehr klein ist. Die Gesichter meiner Tante Arlene und meines Onkels Dutch tauchen auf, groß und klar umrissen. Dann wieder sind sie kleiner und blass, wie

Geister, die ins Blickfeld schweben und wieder entschweben. Manchmal gleiten sie dicht vorbei und strecken die Hand aus und berühren mich. Ich stecke zwischen frischen weißen Bettlaken, die leicht nach Lavendel duften, und Arlene beugt sich über mich, ihr Haar, das die Farbe von Gingerale hat, schlägt sanft gegen meine Wange; ihr Gesicht ist eine Maske, die Augen verschleiert, die Haut von Schatten gesprenkelt. Sie flüstert mir mit ihrer Singstimme einen niederländischen Kinderreim zu. Dutch ist neben ihr, hünenhaft und sanft wie der große freundliche Riese aus dem wunderbaren Buch, das er mir früher vor dem Schlafengehen immer vorlas. Und dann, ebenso plötzlich, wie sie auftauchten, sind sie verschwunden, und ich bin allein, strecke meine Hand aus und weine, flehe sie an, zurückzukommen, mich mitzunehmen.



»Brauchst du Hilfe?«

Ihr Haar ist leuchtend blau und rot gefärbt und steht in Dutzenden Zöpfen vom Kopf ab. Sie trägt einen Nasenring und Riesenknöpfe im Ohr.

Ich stehe am Eingang der Schule und versuche herauszufinden, wo sich das Büro der Verwaltung befindet, während sich Scharen von Kids an mir vorbeischieben, herumschreien, sich gegenseitig anpöbeln und schubsen

oder mit dem Handy telefonieren. Es ist der reinste Dschungel und auf einmal steht da dieses merkwürdig aussehende Mädchen und grinst mich an.

»Hi.« Ihr Lächeln gibt den Blick auf weiße, perfekte Zähne frei. »Du bist neu hier.«

Ich bin immer die Neue.

»Sieht ganz so aus.«

»Hast du auch einen Namen?«

»Sophie.«

»Ich bin Greta Murphy. Bist du im Abschlussjahr?«

Ich nicke.

»Viel Glück. Die Lehrer behandeln dich hier wie Sklaven. Aber die meisten sind in Ordnung. Bis auf Jenkins. Er ist der stellvertretende Schulleiter. Wir nennen ihn Schutzblech: glänzend auf der Oberseite, aber verdammt dreckig auf der Unterseite. Mit ihm solltest du es dir nicht verscherzen.«

Sie redet mit einem Tempo von hundert Stundenkilometern, fast ohne Luft zu holen.

»Komm, ich bring dich zum Büro.« Sie packt mich am Arm und macht sich daran, uns einen Weg durch das Gedränge zu bahnen.

»Platz da, ich muss hier durch!«, brüllt sie. Die Menge geht auseinander. Während wir uns voranarbeiten, wird sie von allen Seiten begrüßt.

Ein beliebtes Mädchen.

»Auf welcher Schule warst du vorher?«, fragt sie laut über den Schulhoflärm hinweg.

»Cheltenham.«

Greta bleibt abrupt stehen. Ich laufe fast in sie hinein.

»Dieses private College? Das Tausende an Schulgebühren kostet?« Ihr Gesicht ist jetzt ganz dicht vor meinem, ihre Augen sind beunruhigend – blau wie ein Sommerhimmel und sie funkeln mich glühend an.

Fast beschämt, es zugeben zu müssen, nicke ich.

»Oh mein Gott! Deine Eltern müssen stinkreich sein!«

Es ist zu schwierig, die Geschichte mit meiner »Familie« zu erklären – nicht dass ich es überhaupt gewollt hätte, vor allem keiner Fremden inmitten einer Menschenmenge –, also zucke ich nur mit den Schultern.

»Warum musstest du dort weg?«

Was ist diese Greta neugierig! Ich sage das Erstbeste, was mir in den Sinn kommt.

»Von der Schule geflogen.«

Sie grinst. »Ich mag dich jetzt schon. Ich erwarte sämtliche interessanten Details in der Pause. Lass bloß nichts aus.«

Wir stehen jetzt vor dem Sekretariat der Verwaltung.

Greta reckt den Daumen hoch, um mir Glück zu wünschen. »Jetzt müsstest du allein klarkommen. Wir sehen uns dann später.«

»Okay.«

»Gib's ihnen!« Sie grinst – wohl wissend, was mich erwartet – und stürmt davon, als eine Glocke schellt.

Ich warte. Mir kommt es so vor, als verbrächte ich die Hälfte meines Lebens mit Warten. Hauptsächlich mit Warten in Büroräumen des Amtes, aber auch in Sekretariaten von neuen Schulen. Ich schätze, mit all den Pflegestellen seit Arlene und Dutch war ich auf sieben verschiedenen Schulen. Es gibt jedes Mal Papierkram: Name,

Adresse, frühere Adresse und so weiter. Gott, ich wünschte, sie würden sich ein bisschen beeilen.

»Sophie?«

Es ist die Sekretärin.

»Mr Jenkins hat jetzt Zeit für dich.«

Ich betrete das Büro. Er sitzt mit gesenktem Blick an seinem Schreibtisch und schreibt. Er schaut auch die nächsten fünf Minuten nicht auf. Arrogantes Schwein. Was haben eigentlich manche Männer in Machtpositionen für ein Problem? Er weiß, dass ich da bin. Ist es zu viel von ihm verlangt, mir wenigstens mit einem Funken Respekt zu begegnen.

Ja, viel zu viel, offensichtlich.

Büros sagen eine Menge über Menschen aus. Seines ist penibel ordentlich. Alles ist im Neunzig-Grad-Winkel angeordnet. Die Bücher auf dem Bord sind alphabetisch geordnet. Er hat ein zwanghaftes Ordnungsbedürfnis, so viel ist sicher.

Schließlich hebt er sein Gesicht. Er lächelt. Was für ein Riesenheuchler.

»Sophie!« Er spricht meinen Namen aus wie ein Showmaster, der eine Stripperin ankündigt. Schmieriger Dreckskerl.

»Willkommen an der Cromer High.«

Er macht eine Pause, nimmt mich unter die Lupe.

Ich behalte meine ausdruckslose Miene bei.

»Aus deinen Unterlagen ersehe ich ...« Der Kopf taucht wieder ab und er blättert durch den dicken Stapel mit meinen Schulakten.

»Du warst auf einer ganzen Reihe von Schulen ...« Der

Kopf schnell hoch. »Es scheint, als hättest du hier und da ein paar Probleme.« Ein Lächeln wie ein Barrakuda.

»Nur ein paar.« Ich spiele meine Rolle des netten Mädchens. Es kann nicht schaden, mich mit ihm gutzustellen.

»Ja. Hm. Nichtsdestotrotz hast du einen sehr guten Notendurchschnitt gehalten.« Wieder das Barrakuda-Grinsen. »Intelligente Schüler sind auf der Cromer High gern gesehen.«

Er ist echt gewieft, indem er versucht, mich bei meinem Ego zu packen – und mit Erfolg. Ja, ich bin gut in der Schule, und ja, man hat mir gesagt, dass ich intelligent bin. Ich mag die Herausforderung des Lernens wirklich und bisher war das Erlangen guter Noten die einzige Konstante in meinem Leben.

»Nun, junges Fräulein, dann wollen wir mal ein paar Dinge durchgehen.«

Sein herablassender Ton bringt mich auf die Palme, aber ich reiße mich zusammen.

»Ja, Sir.«

Wir besprechen mein Pensum und die anstehenden Abschlussprüfungen. Ich möchte nächstes Jahr auf die Uni gehen, also benötige ich gute Noten. Nicht dass ich schon genau wüsste, was ich mit dem Rest meines Lebens anfangen möchte. Ich schreibe gern, besonders Poesie, also ist Journalismus vielleicht das Richtige. Allerdings, Journalisten schreiben ja keine Poesie, oder? Es ist manchmal alles so verwirrend. Schule. Beruf. Das Leben. Ich frage mich, wie überhaupt irgendjemand damit klar kommt.

Meine Gedanken schweifen ab, während Jenkins weiterquatscht, bis er aufsteht und sagt: »So, Zeit, dass du deine Klassenkameraden triffst.«

Es ist immer das Gleiche: verschwommene Gesichter, die alle das neue Mädchen mustern. Und ein Lehrer, der mich begrüßt, ohne einen Schimmer zu haben, wer ich bin. Ich wahre ein steinernes Gesicht, setze mich auf den zugewiesenen Platz und starre nach vorne auf die Tafel. Ich schließe nicht leicht Freundschaften, genau genommen habe ich es schon längst aufgegeben, mich darum zu bemühen, gemocht zu werden. Ich bin immer recht schnell wieder weg – hallo und tchüss. Also warum sich überhaupt erst die Mühe machen?

»Hey, Sophie!«

Es ist Greta. Ich habe nicht bemerkt, dass sie ein paar Plätze weiter sitzt. Ihr Gesicht strahlt und sie winkt. Ich frage mich, warum sie so freundlich ist. Wahrscheinlich lesbisch. Pech gehabt.

Beim Mittagessen hängt sie sich einfach an mich dran. »Du musst meine Freunde kennenlernen!«

Das ist anders als sonst. In den Pausen bin ich immer allein herumgeschlichen und wurde überhaupt nicht beachtet. Ich bin nicht gerade schüchtern, aber auf vollkommen fremde Leute zuzustürmen und zu erwarten, dass sie mich freudestrahlend in ihrem Kreis aufnehmen, ist einfach nicht meine Art. Greta ist echt eine Marke. Es scheint sie einen Dreck zu kümmern, was andere von ihr denken. Sie besteht darauf, dass ich mich zu ihr und ihren Freunden in eine grasbewachsene Ecke des Schulhofs setze.